
n e t z T E X T E

von

Schreiber

versalia.de

Inhalt

Das Unvereinbare	1
Garstige Nostalgie	2
Thesen / Torso	3
Massenhaft Individuen	4
Durchsenkung	5
Wessen Gedanken	6
In Erwartung	8
Die Sterbereportage	9
Das IndianermÄ¤dchen	12
Morgens im CafÃ©	14

Das Unvereinbare

DAS UNVEREINBARE

wenn es auftaucht ist das reale
potent wird laut
fÃ¼r wenige drÃ¤ngt auseinander
Ã¼ber den sphÃ¤ren verschwindet groÃŸartig
alles vereinzelte

wer trÃ¼ge das gold zurÃ¼ck
in die flÃ¼sse lieÃŸe wieder auferstehen
die rinder von den bissen
aus den mÃ¼ndern der gourmets
eingehÃ¼llt in seide
die suppenkrÃ¤uter

in die tage hineinschlummernd entnervt
von der Ã¶de
zuckender traumbildnisse
wenn all die tote
vor lÃ¤cherlichkeit ihre schuld
verlieren vor den nachrichten
fliehen die vorgemerken

wÃ¤ren wir gehorsam geworden hÃ¤tten
die regeln der liebe ergriffen alles geheime
fÃ¶rderlich akzeptiert alles
wÃ¤re fÃ¼r uns passiert
die gesetze wÃ¤ren unblutig verkÃ¼mmert
keiner hÃ¤tte mehr lassen mÃ¶gen
die alltÃ¤glichen nÃ¤chte
verlÃ¶ren
ihr metaphysisches
gift

Garstige Nostalgie

GARSTIGE NOSTALGIE

wir wollen unsere kÄ¶pfe
ankoppeln an wasserhÄ¤hne
und hektoliterweise durchspÄ¼len
vielleicht kÄ¶nnen wir uns
reinigen von den subversiven
effekten unserer vergangenheit
all die erinnerungen fordern
und plagen und suchen
verbindung zu kampf oder ruhe
zu ideologiefreier glÄ¼ckseligkeit
oder kÄ¶nnte uns das wasser
aus unseren leitungen nicht
mehr erfrischen wÄ¤ren wir
unrettbar ausgeliefert dem schmutz
der verzweiflung den falschen
farben hÄ¤mischer anwÄ¼rfe
wir sind wohl schon beleidigt
durch unsere eigene naivitÄ¤t
in den kÄ¶pfen steckt schwindel
von hoffnungen die zu parolen
gerannen und bereits resistent
wurden gegen trÄ¤nen

Thesen / Torso

THESEN / TORSO

sie haben sich ihre seelen
tÄxtowieren lassen
und glauben robust an
die verlierer

die kommentare werden
stetig witziger
niemandem geht zunÄchst
die munition aus

die qualen siechen fast
schon dahin
es steckt in den taten
ein verwÄ¶hnen

billigen werden wir nie
unseren ersatz
der ewigkeit fehlt leider
die zuwachsrate

vorsichtsmaÃŸnahmen bleiben
unentwegt vage
schicksal verebbt beleidigt
und lautmalerisch

Massenhaft Individuen

MASSENHAFT INDIVIDUEN

ganz schÄn brutal
gingen sie mit ihm um
sie hatten ihn von anfang
an demonstrativ verkannt
stÄrten sich nicht an
seinen vernagelten sehnsÄchtern
wie jammervoll sank er
unter alle meeresspiegel
ja ertrinken wÄre ein
medienwirksamer tod gewesen
aber woher das ganze
wasser nehmen -
wenn sich hoffnungen mit hÄxnden
greifen lieÄen wie frauen
genauso verklemmt lasziv
im schonwaschgang emanzipiert
wie soll man einen blinden
und stummen verstehen
schweigen durch eingerannte tÄcher
und vollgefressen eifrig
wenn sich menschen gegenseitig verbieten
dann mischen wir erkenntnis mit beton

Durchsenkung

DURCHSENKUNG

ich bin im
tiefsten ozean versunken
aber

ich weiÃŸ es
aber

der ozean weiÃŸ es
er drÃ¼ckt und Ã¼berflutet
aber

er kann nicht anders und
ich atme nicht mehr ich
assimiliere passe
mich
in den aggregatzustand

existiere
als organismus durch
den der gesamte ozean
hindurch muÃŸ

Wessen Gedanken

WESSEN GEDANKEN

gedanken sind ein herber luxus wir sind versessen darauf sie $\frac{1}{4}$ berzubewerten zur nahrungsaufnahme und zur ausscheidung wÄren sie rein organisch betrachtet tatsÄchlich verzichtbar aber wir fÄllen regale und schubladen oder behÄngten wÄnde mit ihnen manchmal sind gedanken in der tat sogar dekorativ als gegenstÄnde nehmen sie allerdings zuviel platz weg und sind der verrottung ausgesetzt die $\frac{1}{4}$ berfÄhrung von gedanken in materie war wohl des menschen verfehlteste erfindung wer seine gedanken kennt versucht sie zu klassifizieren damit verflÄchtigt sich ihre eigentliche qualitÄt kein gedanke ist von sich aus isoliert schlau oder dÄmmlich er wird es nur regelmÄigerweise in einem aufgezwungenen verwendungszusammenhang abstraktion ist eine schutzvorrichtung konkretwerden ist bestrafung fÄr schlichte und oberflÄchliche gemÄter den meisten menschen sieht man die mÄhseligkeit ihrer gedanken an sie haben mindestens genauso viele falten wie hirnwindungen was mich anbetrifft ich wÄnsche den gedanken wirklich eine hirnfreie existenz sagen sie mir wie sie das meinen ich kann es ihnen nicht so sagen wie ich es meine ich bin kein genie ich habe vielleicht im vergleich zu ihnen ein bescheideneres gehirn sie $\frac{1}{4}$ berfordern mich womÄglich aber es ist doch nur meine neugier nicht etwa ein anspruch haben sie denn gar kein vertrauen den gedanken und wÄnschen anderer gegenÄber nun sie wollen mich womÄglich beschÄmen und die frage mÄrkte dann lauten zu wessen gunsten sie mich beschÄmen wollen ich muÄ mich schÄtzen wenn ich es mir recht $\frac{1}{4}$ berlege habe ich gar nicht so viele gedanken bei mir und die wenigen gedanken die ich mir mache behalte ich dementsprechend ganz gerne fÄr mich entschuldigen sie meine verwirrung ich frage mich sowieso was sie mit meinen gedanken anfangen mÄchten sie mÄrten ihnen eigentlich fremd sein und wenn sie sich meine gedanken aneignen sind es dann noch meine oder was machen sie daraus verstehen sie mich richtig ich mÄchte nÄmlich keineswegs das risiko eingehen plÄtzlich vÄllig gedankenlos dazustehen oder mit den falschen gedanken die ich mir nicht ausgesucht habe stellen sie sich nur einmal vor angenommen alles was ich ihnen sage wÄrde mein hirn fliehen und sie wÄrden es besitzen womÄglich wÄrde es umgekehrt genauso funktionieren und ich wÄrde mit ihren gedanken $\frac{1}{4}$ berfrachtet welches durcheinander entstÄnde dann in unser beider kÄpfe und wenn sich das alles zwischen mehreren menschen abspielt dann wissen wir nicht einmal mehr wer wir sind oder gewesen sind und schlimmer noch vielleicht interessiert es uns auch gar nicht mehr das $\frac{1}{4}$ bertreiben sie womÄglich leiden sie an einer art hirnphobie haben sie denn etwas zu verheimlichen kÄnnnten wir denn unsere gedanken nicht miteinander teilen weswegen sind sie eigentlich dermaÄen zurÄckweisend ihr bedÄrfnis nach distanz schmerzt geradezu jetzt erlauben sie weswegen sind sie so aufdringlich kÄnnen sie nicht akzeptieren daÄ ich etwas besonderes bin sie werden mich nicht in ihren bann ziehen ersparen sie mir also gefÄlligst ihre raffinessen hÄren sie seien sie ruhig wir sollten irgendwo hingehen wo uns niemand kennt da kÄnnnten wir zwanglos mit den anderen leuten reden und dann wÄrden sie merken wie ungefÄhrlich das ist und wie interessant andererseits was fÄr ein perfides interesse haben sie eigentlich an mir und an den gedanken anderer leute haben sie selbst nicht genÄgend gedanken sind sie mit ihren gedanken nicht zufrieden oder einverstanden sie wollen sich also die gedanken anderer zunutze machen um ihr eigenes defizit auszugleichen ja um womÄglich ihr vakuum aufzufÄllen nun werden sie nicht absurd mein vakuum auffÄllen was fÄr eine art vakuum soll ich denn haben wissen sie $\frac{1}{4}$ berhaupt was ein vakuum ist sie mit ihren wenigen lÄcherlichen gedanken sie kÄnnen sich die vollkommenheit eines vakuums doch gar nicht vorstellen die wahrhaftige leere von allem das ist etwas so grandioses das ist das grandioseste was existieren kann das vakuum ist die vorwegnahme des nichts sie begreifen offensichtlich nur das banale weswegen mÄssen sie jetzt unhÄflich werden ich versuche mich nur zu erwehren aber sie attackieren mich mein mitteilungsbedÄrfnis hat sendepause aber ich werde doch wirklich nicht unhÄflich ich betrachte die dinge nur unter einem philosophischen aspekt und ich vermute eben daÄ ihre gedanken zu banal sind um sie mir mitzuteilen seien sie ehrlich meinen sie nicht auch daÄ das was

sie mir bisher gesagt haben auch ganz selbstverständlich und banal ist und ich habe eigentlich keine lust mich über banalitäten zu unterhalten ich möchte sie freilich dazu ermuntern ihr niveau zu trainieren versuchen sie jetzt nicht mir irgendwie intellektuell zu kommen ich durchschau alle diese strategien aber ich bin indisponiert verstehen sie ich versuchte ihnen nur zu verdeutlichen wie sehr ich mir das vakuum als prinzip wünsche leider sind wir alle zu unvollkommen um wenigstens völlig leer zu sein sie denken vielleicht nur an ein leeres bierglas ich aber denke an einen kosmos angefüllt mit nichts das ist das faszinierende an der existenz da sie sich selbst negieren kann also für mich ist ein leeres bierglas ärgerlicher als ein mit nichts angefüllter kosmos das leere bierglas bringt mich nämlich in entscheidungswange soll ich es spülen oder wieder füllen wo aber ist denn der lustgewinn in einem mit nichts gefüllten kosmos

es gibt gesprächspartner die glauben einander einfach nicht was sie sagen ist es der mangelnde respekt voreinander ist es die überbewertung der eigenen gedanken oder ist es tatsächlich nur die lustlosigkeit oder das mangelnde niveau wie könnten wir uns versöhnen sollen wir spekulieren ich gebe meine gedanken zum abschluß frei aber sie treffen ja sowieso nicht wäre das der kompromiß in der menschlichen kommunikation sich einander ausliefern mit dem vollen risiko einander nicht verstehen zu könnten der austausch von gedanken als selbstzweck oder folter ich möchte meine eigenen gedanken behalten und denken warum lassen sie mich nicht in ruhe haben sie mit sich selbst nicht genug zu tun müssen sie mich auch noch belästigen beschäftigen sie sich doch einmal mit sich selbst sie brauchen doch meine gedanken gar nicht ich bin mir als stichwortgeber für andere zu schade gehen sie mit sich und ihren gedanken in klausur kommen sie selbst auf befriedigende gedanken ehe sie versuchen fremde hirne anzuzapfen sie belästigen mich sie sind aufdringlich leider gibt es dagegen kein gesetz jetzt werden sie aber energisch das hätte ich nicht gedacht da sie das könnten wenn sie mir ihre gedanken rechtzeitig mitgeteilt hätten hätte ich sie nicht fehleinschätzen könnten oder lieben sie es mir verstanden zu werden brauchen sie das womöglich ich stehe zur verfügung es gibt wohl kaum jemanden der so überzeugt wie ich andere mir verstehen kann

In Erwartung

In Erwartung

Auf den StraÃ-Ã-ten herrschte das Ã¼bliche Chaos. In den Amtsstuben machte sich die ganz normale Ratlosigkeit breit. Man hatte sich eigentlich gewissenhart vorbereitet. VorrÃ¤te eingekauft und gut trainiert. Jede Familie war auf alles gefaÃ-Ãt. Die Polizei rechnete mit dem Schlimmsten. Sogar die Armee war in Alarmbe-reitschaft versetzt worden. Der RegierungsprÃ¤sident hafte extra seinen Urlaub unterbrochen. Die Kinder hatten eine Woche schulfrei be-kommen. Die KatastropheneinsatzplÃ¤ne waren noch einmal in aller AusfÃ¼hrlichkeit in den Zei-tungen abgedruckt und im Fernsehen bespro-chen worden. Auch die PlakatwÃ¤nde zierte kein anderes Thema mehr. Zigarettenwerbung war out, Katastropheneinstimmung war in. Die Ge-sichtsausdrÃ¼cke der Leute hatten die erforderli-che Anspannung. Man schÃ¼ttelte Ã¶fter den Kopf, machte mit den Unterarmen Ã¶ffnende und schlieÃ-Ã-ende Bewegungen. Verkniff die Lippen und verzog die Augenbrauen. Kaum einer ge-traute sich noch, sich ernsthaft zu betrinken. Denn jeden Moment konnte es passieren, konnte es losgehen.

Man hatte ja bisher schon so viel darÃ¼ber gehÃ¶rt und gelesen. An allen Stammtischen gab es seit Wochen kein anderes Thema mehr. An den Bushaltestellen, in den Wartezimmern, in der Sauna und auf den FriedhÃ¶fen sprach man Ã¼ber nichts anderes mehr. Alle Nachrich-tensendungen waren darauf eingestellt: es gab Vorberichte, Prognosen und ExpertengesprÃ¤che auf allen KanÃ¤len mit mehr oder weni-ger seriÃ¶sen Zielvorgaben. Sogar ein Institut fÃ¼r kultivierten Exitus wurde gegrÃ¼ndet und aus Steuermitteln finanziert. Beteiligung war das entscheidende Stichwort, war die Parole, war das Fee-ling. Die BevÃ¶lkerung war dermaÃ-Ã-ten diszipliniert auf das zu Erwartende eingestimmt, man plante nichts LÃ¤ngerfristiges mehr; man fÃ¼hrte manchmal sogar schon ernsthafte GesprÃ¤che Ã¼ber die Zeit danach - falls es so etwas Ã¼berhaupt noch geben wÃ¼rde. Eine Zeit da-nach, Welch wagemutige Kategorie. FÃ¼r viele war derartiges ohnehin nicht mehr reali^, stisch vorstellbar. Wie sollte das denn auch gehen. Das bevorstehende Ereignis wÃ¼rde alles un-barmherzig verÃ¤ndern, daÃ-Ã- es auch kein Vorher mehr gegeben zu haben schien. Erinnerungen waren seit langem eigentlich nicht mehr erwÃ¼nscht. Mit RAÃ¼hrseligkeiten konnte man das Kommende auch nicht mehr aufhalten. Sonder-kommandos marschierten regelmÃ¤Ã-ig auf. Die BevÃ¶lkerung war voll auf der offiziÃ¶sen Linie. In den Stadtzentren ebenso wie in den Vororten war man auf alles gefaÃ-Ãt. Nur dunkel konnte man sich noch an das letzte Mal erinnern. Eigentlich nur noch aus den Er-zÃ¤hlungen der GroÃ-Ã-tem. Irgendwie war der Greuel fÃ¼r zu lange Zeit schon in weite Ferne gerÃ¼ckt. Man wollte es jetzt auch endlich selbst erleben. Die Praxis zÃ¤hlte auch in diesem Fall mehr als die Theorie. Zwar waren die Aussich-ten gering, daÃ-Ã- man das Bevorstehende Ã¼ber-leben wÃ¼rde, aber das Risiko war alles wert. Wer es Ã¼berlebte, der konnte etwas erzÃ¤hlen. Der konnte dann erzÃ¤hlen, wie es diesmal ge-wesen war. Aber das Monster kam nicht. Es hatte sich abgesetzt. Was sollten die Leute jetzt mit ihrer Katastrophenstimmung anfangen.

Die Sterbereportage

DIE STERBEREPORTAGE

"Man muÃt den Mut zu seinem privaten Irrsinn haben, seinen Tod zu besitzen und zu vollstrecken."

(Carl Einstein, Bebuquin)

Die Segnungen des privatrechtlichen Fernsehens kÃ¶nnen wir nur in der Weise wÃ¼rdigen und verstehen, daÃt eben die Grenzen vom Diesseitigen zum Jenseitigen ebenso unverhohlen wie unauffÃ¤llig Ã¼berschritten und damit aufgehoben werden. Man kÃ¶nnte der Einfachheit halber irdische Besserwisser nachplappern und behaupten, es gebe eben keine Tabus mehr. Es scheint mir vielmehr so zu sein, daÃt der Mensch sich nicht nur in zunehmendem MaÃe selbst etabliert, sondern auch negiert. In diesem PhÃ¤nomen bÃ¼ndeln sich philosophisch-wirtschaftliche Interessen-Verflechtungen bis zur Nutzenanalyse metaphysischer Ergriffenheit.

Ich kenne ein Land, in dem die Telekommunikation ihren vorlÃ¤ufigen HÃ¶hepunkt erreicht hat: jedenfalls wird hier das letztmÃ¶gliche menschliche Thema aufgegriffen und mit spektakulÃ¤rer Unschuld in die Wohnstuben ausgestrahlt. Als vor kurzem bei guten Bekannten ein Ã¤lteres Familienmitglied zum intensiven Pflegefall erklÃ¤rt wurde, stand ein Herr vom Fernsehen vor der HaustÃ¼r, noch ehe sich die Familie traditionsgemÃ¤Ãt auf einen potentiell-baldigen Trauerfall einzugewÃ¶hnen begonnen hatte. Dieser Herr vom Fernsehen erklÃ¤rte, daÃt sich televisionÃ¤re AuthentizitÃ¤t Ã¼berhaupt nur noch steigern lasse durch den Verkauf des Todes der BÃ¼rger dieses Landes in einer Fernsehserie.

Meine Bekannten hatten vom geplanten Beginn dieser Fernsehserie gelesen, sich aber nie sonderlich Gedanken darÃ¼ber gemacht, wie sie in der Praxis funktionieren sollte. Noch ehe sie nun aber DepressivitÃ¤t vorschÃ¼tten konnten, erklÃ¤rte ihnen der flotte Medienvertreter, daÃt die Produktionskosten ohne Schwierigkeiten hereinkÃ¤men - und was sprÃ¤che mehr fÃ¼r diese Unternehmung. Es muÃt leichtfertige Unachtsamkeit seitens meiner Bekannten gewesen sein: jedenfalls saÃt man beisammen im Wohnzimmer und der unnachgiebig lÃ¤chelnde Herr fÃ¼hrte weiter aus, daÃt das Faszinierendste an dieser Serie wohl sei, daÃt es sich um ungeschnittene Live-Ãœbertragungen handele. Das Fernsehen sei dabei, den Kampf gegen die Langeweile zu gewinnen, denn nichts sei heutzutage so interessant, als anderen Menschen beim Sterben zuzusehen. Dem einzigen schwachen Einwand meines Bekannten, daÃt es dies doch bei Spielfilmen oft genug gebe, entgegnete der fÃ¼r solche Situationen und Fangfragen natÃ¼rlich bestens geschulte Herr vom Fernsehen mit bereits erkennbarer Routine: die Angelegenheit werde nun quasi postnaturalistisch angepackt. Die RealitÃ¤t Ã¼bertreffe sozusagen die abstrakte Wahrheit. Industrie, Medienvertreter und Kunstkritiker seien sich einig: die Sterbereportage in Serie sei nun endlich das Gesamtkunstwerk schlechthin, um das man seit Jahrhunderten gerungen habe. Hier wÃ¼rden alle AnsprÃ¼che ideeller wie pragmatischer Art erfÃ¼llt. Auch Politik und Kirche seien aufgeschlossen.

Ich kenne ja meine Bekannten und war nicht Ã¼berrascht, daÃt es am selbigen Abend noch zu einem VertragsabschluÃ kam. Man vereinbarte einen heiÃen Draht, damit zur wahrscheinlich entscheidenden Zeit ein Kamerateam am Ort des letzten Geschehens sein kÃ¶nne.

Nun zog sich die Krankheit der Ã¤lteren Verwandten meiner Bekannten um einiges hin, so daÃt wir alle Zeit hatten, uns zunÃ¤chst quasi theoretisch und als eigentlich Unbeteiligte in die mittlerweile gestartete Serie einzugewÃ¶hnen. Ich muÃt nÃ¤mlich endgÃ¼ltig zugeben, daÃt ich dieses Land mit seiner letztmÃ¶glichen telekommunikativen Pionierat nicht nur kenne, sondern in ihm lebe. Und ich vermute, wir alle leben schon dort. Immerhin hatte ich ein makabres Interesse entwickelt und besuchte meine Bekannten nun Ã¶fter, wir verfolgten auch gemeinsam die Serie. Die Okkupation der besten Sendezeit war offensichtlich Ã¼berhaupt kein Problem gewesen. Nachdem Staat und Wirtschaft ohnehin am Sterben schon verdient hatten, war es nur logisch und konsequent, hieraus strategisch eine allumfassende Wachstumsbranche zu entwickeln.

Ein gewiefter Moderator fÃ¼hrte durch die Sendung, in der es weder an Unterhaltung noch an

Gewinnchancen mangelte. Information, Show und Werbung waren eine unaufklärbare Symbiose eingegangen. Pietät, Gruseleffekte und sogar Erotik rundeten das Konzept dieser konkurrenzlosen Familienserie ab. Bei Live-Schaltungen zu Requiem und Obduktion ergaben sich sehr spezifisch-voyeuristische Momente. Das ganz Besondere aber war die Dramaturgie des open-end: die berechenbare Eskalation zum wievielfachen sudden-death, Die Kameras standen ja in mindestens zehn Sterbezimmern, weder die Experten noch die Sterbenden selbst wußten ja zuverlässig, wann es zum entscheidenden Moment des Exitus kommen würde, der möglichst live - und nur im Ausnahmefall als Aufzeichnung (was vertragsgemäß finanzielle Regreßansprüche der Angehörigen zur Folge haben müßte) - übermittelt werden sollte. Der spezielle Nervenkitzel des zeitgleichen Miterlebens läßt sich eben durch nichts ersetzen.

Es war eigentlich fast zufällig, daß ich nun bei meinen Bekannten saß, als die Ältere Angehörige mit neun anderen über das Land verteilt auf Sendung genommen wurde. Wir saßen beieinander, eher betreten als etwa trauernd - und die Frau meines Bekannten stellte sogar ein Schälchen mit gesalzenen Erdnüßen zu der Flasche Wein, die mein Bekannter wenige Minuten vorher geholt hatte. Dann kauerten wir allerdings zunächst verkrampft vor dem Bildschirm und waren uns unserer Regungen eigentlich nie sicher.

"Vielleicht hätten wir doch hinfahren sollen, um ihr beizustehen. Was wird sie von uns denken."

"Nein, nicht doch. Als wir das letzte Mal bei ihr waren, hat sie uns doch gar nicht mehr richtig wahrgenommen. Wahrscheinlich würden wir den „,rzten und Kameraleuten nur im Weg stehen."

Nach diesem Austausch von Besorgnis und Beschwichtigung bei meinen Bekannten saßen diese fast apathisch auf ihrer Couch, und ich stellte mir die Erdnüsse aufs Knie. Die Sendung lief professionell ab. In gewissen Zeitabständen begegneten sich Diskussionsrunden unterschiedlicher Zusammensetzung. Kirchen- und Versicherungsvertreter, Parapsychologen, organisierte Organspender, diverse Vorstands- oder Gewerkschafts-Mitglieder einschließlich Verbände wie etwa die GHE (Gesellschaft für Humanen Exitus) oder die KFZ (Krankenhaus- und Friedhofs-Zentralgewerkschaft). Es gelang überbrigens dem Sender auch manchmal, einen Wiederbelebten zu präsentieren. Dann müßte aber möglichst auch ein Nihilist in der Runde mitdiskutieren - aus allgemein bekannten Proporzgründen.

Da wir mittlerweile bei der zweiten Flasche Wein waren, kam es uns schon selbstverständlich vor, daß alle paar Minuten mitten in die letzten Krampe der Sterbenden Werbespots eingeblendet wurden: Blumenladen, Grabsteinkonzerne, Kerzenhersteller, die Trauerbekleidungsbranche, Sargschreiner, Versicherungen, Gesangsvereine und Blaskapellen, die Gastronomie, Notariate und die Regenschirmhersteller drängten sich in die Sendeminuten-Plazierungen und boten den Hinterbliebenen unverhohlen für die nächste Gelegenheit ihre Dienste an. In der dritten Runde des Abends diskutierten Vertreter der Alternativszene: einer protestierte gegen das Verstreuen der Asche eines Feuerbestatteten über einem Feuchtbiotop, ein anderer forderte den biologisch abbaubaren Sarg. Sehr energisch äußerte eine Feministin ihre Befürchtung zum Voyeurismus männlicher Leichenwäscher. Mein Bekannter holte die dritte Flasche Wein, während seine Frau doch etwas zwischen Entrüstung und Ergriffenheit schwankte. Ich erinnere mich nur noch, daß in einer Konferenzschaltung ein Kirchenvertreter gegen das forcierte product-placement auf Intensivstationen angehen wollte. Und es gab eine Anzahl Anrufe betroffener Familien, damit "ihr Sterbender auf Sendung" bleibe. Daß die Ältere Verwandte meiner Bekannten die Sendung "überlebt" hatte, erfuhr ich erst anderntags, als mich mein Bekannter anrief und mich beauftragte, die Kostenfrage zu klären. Ich bin nämlich dummerweise Rechtsanwalt - und diese nicht korrekt abgelaufene Sterbereportage konnte zu einem Prozeß führen. Immerhin waren die Zuschauer getäuscht worden. Es war klar, daß unser Prozeß nicht der einzige blieb.

Und während sich die Revisionen jagten, postierte das Fernsehen weiterhin seine Kameras in verschiedenen Hospitälern, ließ Gräber oder Flächen der Sterbenden an die Verwandtschaft über den Älteren gehen und blendete nach dem letzten Aufbauen eine Kontonummer für Kranzspenden ein. Besonders beliebt war die Auslosung eines Sterbenden pro Sendung, dem ein prominenter Politiker oder Popstar die letzten irdischen Gräber mit auf den Weg gab. Während ich in der dritten Revision um das Recht meines Mandanten (der er nun fast mehr ist als mein Bekannter) kämpfte - und auch schon die wiedergenesene Ältere Verwandte verschiedentlich als Zeugin vernommen habe - wünschte ich mir nichts sehnlicher, als daß mein Tod dermaleinst per Satellit der ganzen Welt live

Äbermittelt werden möchte. Dann hätten nicht nur meine Mandanten bzw. Leser etwas davon.

Das Indianermädchen

DAS INDIANER-MÄDCHEN

"Gottlob haben sie nicht verstanden, wo das Spektakel aufhört und die Katastrophe begann."
(Thomas Mann, Mario und der Zauberer)

Ich weiß nicht, ob wir überhaupt hättten hinfahren sollen. Die Stimmung war von Anfang an unkontrollierbar. Die Familie verhielt sich kilometerweit ungeduldig. Wie man die Perioden von Durst, Hunger und Langeweile bei Frau und Kindern als Ehemann und Vater einordnet und sozusagen verwaltet, das gehört zu den höheren Anforderungen des gutbergerlichen Daseins. Eine Autobahnfahrt über zweihundert Kilometer wäre nicht das Schlimmste, solange Landschaft außer und Schlafigkeit innen in etwa regulieren, was bei familiären Beifahrern an Unduldsamkeit hochkommen könnte.

Hätte ich aber jemals geahnt, welche Kompliziertheit unseren familiären Samstagsausflug beenden würde, ich hätte mich schleunigst rechtzeitig verweigert. Wir hatten uns eigentlich und quasi gut vorbereitet. Die Fahrtroute war eindeutig. Das Auto war vollgetankt. Die Kinder waren eingestimmt auf einen Freizeitpark. Meine Frau und ich hatten uns elterlich vorprogrammiert. Sogar das Wetter wollte eigentlich sein. Und der Autobahnverkehr war nicht hinderlich. Also kamen wir genügend flott an und bezahlten unseren Eintritt.

Nun wollten wir uns also in all die Erlebnismöglichkeiten ergeben. Schließlich gilt für Eltern auch der karitative Aspekt den eigenen Kindern gegenüber. An Wochenenden findet häufig eine Sympathiewerbung seitens der Eltern gegenüber ihren Kindern statt. So tolerant wie an Wochenenden sind Eltern sonst nie. Vielleicht noch an Geburtstagen oder an Weihnachten. Im familiären Zusammenleben geht es ja eigentlich nur stetig darum, was man sich alles zumuten kann. Nun staunten wir über die vielfältigen Erheiterungsmöglichkeiten. Man kann es nur als Erwachsener begreifen! Alles muß bestens organisiert sein, um spontan erlebt werden zu können. Es kam also zur Abfolge dessen, was bezahlt und noch eher vermutet, erwartet und nicht gewußt wurde. Da ist eben ein Erlebnispark für unsere Nachgeborenen ebensoviel wert wie die ganze elterliche Authentizität aus den sechziger und siebziger Jahren. Auf Dauer lassen sich unsere Kinder freilich nicht mit Erlebnissen abspeisen, die mit Eintrittsgeld abgegolten werden. Und selbst wenn es mit den eigenen Kindern funktionieren sollte, hat man das Problem, die Unzufriedenheit der anderen von den eigenen Kindern abzuhalten.

So hatten wir uns also gewollt amüsiert durch dieses nachempfundene Westerngelände bewegt und uns zwischendurch auch am Imbißstand gestärkt. Im Laufe des Nachmittags merkten wir Eltern, daß wir älter waren als unsere Kinder, ohne aber recht zu wissen, woran wir dies eigentlich feststellten. Aber auch der Reiz unterschiedlicher Spielangebote wirkt auf Kinder differenziert. Nun war jedenfalls für den Nachmittag eine Vorführung mit fliegenden Indianern angekündigt. Zahlreiche Familien und vergleichbare Sonntagstouristen hatten sich längst rechtzeitig auf einem großzügigen Platz um einen sechsundzwanzig Meter hohen Baumstamm versammelt.

Der Chef der Indianertruppe erklärte, daß es sich bei der Vorführung keineswegs um eine Show handelte, sondern um das Sonnen-Ritual der Totonaken-Indianer. Die Leute mußten sich die sentimental Erklärungen über die rituelle Bedeutung des Kommenden anhören, obwohl sie für ihr Eintrittsgeld lediglich, aber auch mindestens einen Nervenkitzel erwarteten. Endlich stiegen fünf Indianer mit ihrer spezifischen Geschicklichkeit den Stamm hinauf. Der Chef der Truppe versprach, daß gleich einer auf der oberen kleinen Fläche des Stammes tanzen werde. Tatsächlich stellte sich einer dieser Indianer auf die minimale Plattform, welche die Schnittfläche eines Stammes am schlanken oberen Ende befindet. Er stand dann ruhig mit verschränkten Armen da oben, während sich die vier übrigen, in einer behelfsmäßigen Halterung hängend, jeweils ein Seil um ihr rechtes Bein befestigten.

Dieser fünfte Indianer stand nun aber nur da und blickte in irgendeine Ferne, vielleicht zum großzügigen Parkplatz außerhalb des Geländes oder bis zur nahen Autobahn - womöglich bis in

seine Heimat in Mexiko. Bei diesen Indianern, habe ich mir sagen lassen, spielen die geographischen Entfernungen ohnehin keine entscheidende Rolle - sie sehen mit einen inneren Auge. Der uns da oben seinen Körper aufgerichtet hatte, saß vielleicht in Wahrheit zuhause in seinem Dorf und zerkaute geduldig einen Maiskolben, Einem Indianer ist wohl in dieser Hinsicht allerhand zuzutrauen, Wie anders hätte er sich wohl dort oben so unbeweglich behaupten können, wenn ihn nicht sein Geist auf eine fair uns Europäer unerklärliche Weise ausbalanciert hätte.

So sehr hatte ich mich in diesen Indianer hineinvertieft, daß ich fast nicht erschrak, als ich unvermittelt das Gefühl hatte, ich selbst stande dort droben, weit weg von allen Autobahnen, Elternpflichten und Eintrittsgeldern. Die Sonne schien konsequent. Kein Gespräch war zu hören. Da plötzlich quengelte wie ein Stich mit infantiler Brutalität ein kleines Mädchen dazwischen: "Mami, der tanzt doch gar nicht!" Nur Kinder trauen sich, Beschwerden mit solch unangemessener und rücksichtsloser Direktheit vorzubringen.

Während dieser Indianer in sechsundzwanzig Metern Höhe wahrscheinlich schon allein damit sein Leben riskierte, daß er ungesichert auf dieser eßtellergroßen Plattform stand - ich behauptete, keiner von uns Umstehenden hätte dies gewagt - plärrte da ein kleines, offensichtlich total verzogenes Mädchen in diesen heiligen Akt der Konzentration. Ich war innerlich so aufgewühlt, daß meine Blicke dieses Mädchen nur sukzessive zu erfassen vermochten. Zuerst registrierte ich nur ein feist-schmollendes Grinsen, dann sah ich die rechte Hand mit einer übervollen Eistäte, die linke Hand mit einer Limonadendose überbelster Marke - und vor dem Mädchen stand vornübergebeugt die Mutter mit einer hingestreckten Styroporschale mit überquellenden Pommes Frites. Bei all meinem Ärger über diese Störung dachte ich mir doch mit einem Male, daß sich das Mädchen dermaßen bedrängt vorkommen mußte, daß es seinen elementaren Zorn - oder war es Schmerz? - hinauszuschreien nicht an sich halten konnte.

Irgendwie hatte ich in diesem Moment die Lust an der Vorfreude verloren. Hätte ich vorhin noch eine Neigung verspürt, diesem Mädchen eine Ohrfeige zu verpassen, fiel mir jetzt komischerweise auf, daß es eigentlich ein höchstes kleines Ding war. Die Mutter kümmerte sich nicht weiter um die „uÄßerung, also einfach selbst von den Pommes Frites, indem sie sich von dem Mädchen wegdrehte. Während ich mich umschauten, mußte ich den Eindruck gewinnen, ich hätte die Beschwerde des Mädchens als einziger gehört.

Wie durch einen unergründlichen Bann drehte sich mein Kopf unversehens nach oben. Da sah ich, wie der auf dem Stammende stehende Indianer direkt zu dem Mädchen blickte. Ich war wie starr, nein, ich zuckte nur noch meinen Kopf eine imaginäre Linie zwischen dem Indianer und dem Mädchen hin und her, langsam aber ruckartig.

Auch das Mädchen hatte mittlerweile die Ortung aufgenommen, Ja, wenn es so etwas geschehe: die visuelle Witterung. Und dann, nach wie vielen Malen Hin und Her weiß ich nicht, führte mich der Blick dieses Indianers auf das Mädchen, so daß ich jetzt erst sah, wie es die Arme weit von sich gestreckt hatte, das Eis und die Limonadendose seinen Händen entglitten waren und - es saß in einem Rollstuhl! Mir wurde fast dunkel vor Wut und Ratlosigkeit. Und dieses arme Geschäft hatte ich ohrfeigen wollen! Natürlich sollte jemand fair es tanzen! Und wenn es dieser Indianer nicht tun wollte, wäre ich es eben tun! Und es war mir, als begannen ich mich zu bewegen, langsame Schritte von mir fort, zu mir hin . . .

Ein kreischender Aufschrei, ein dumpfer Aufprall, der Indianer lag verrenkt auf dem staubigen Boden. Während ein entsetztes Raunen wellenartig durch das Publikum toste, erhob sich das Mädchen wie selbstverständlich, ging zu dem Indianer, streichelte ihn und lachte ihn an: "Aber du hättest doch noch fair mich tanzen sollen."

Mich selbst ergriff eine makabre Panik, ich riß meine Familienmitglieder an mich - und während wir auf den Ausgang zustürzten, sah ich noch mit einem letzten Blick nach hinten, wie sich die vier anderen Indianer kopfüber an ihren Seilen hängend unverständlich langsam um den Stamm drehten, insgesamt sechsundzwanzig mal, bis sich die Seile aufgewickelt hatten und die Indianer dem Ritual gemäß wieder auf dem Boden angekommen waren.

Morgens im CafÃ©

MORGENS IM CAFÃ‰

"Ich fÃ¼hlte, daÃY seine tollen und doch eindrucksvollen
Einbildungen langsam, aber merklich eine furchtbare
Macht Ã¼ber mich selbst gewannen."

(Poe, Der Untergang des Hauses Usher)

Was war denn schon passiert. Ich versuchte wirklich hartnÃ¤ckig, mich zu erinnern, wÃ¤hrend ich an meinem Schreibtisch daran war, mein letztes Manuskript zu Ã¼berarbeiten. Mein Verleger wollte mehr action, mehr Unwahrscheinlichkeit. Das hÃ¤tte er einmal einem Autoren sagen sollen, der nicht auf ihn angewiesen war. Nun hatte ich mir extra eine teure Schreibmaschine gekauft, mit LÃ¶schband und Diodenanzelzeige. Ich wollte mich wieder fÃ¼r die Bestsellerliste qualifizieren. Vielleicht konnte ich den Verleger diesmal zufriedenstellen, ohne mir etwas ausdenken zu mÃ¼hnen. Was hatten wir doch in der Journalistenausbildung gelernt: die besten Geschichten schreibt das Leben selbst. Das Leben. Wozu hatte dieses Leben Ã¼berhaupt Geschichten nÃ¶tig?

Aber was war denn nun wirklich passiert? Am Morgen war ich - wie es sich fÃ¼r einen bohÃ¶misch bewuÃten, ledigen Schriftsteller gehÃ¶rt - in mein CafÃ© gegangen. (Ich nenne es "mein" CafÃ©, weil ich sonst keines kenne. Der Kaffee ist leidlich, die Eier sind nie zu hart, die Marmelade gibt es noch in SchÃ¤lchen, die Bedienung ist unaufdringlich hÃ¼bsch und wahrscheinlich verlobt. Ob dieses CafÃ© einmal meinen Namen tragen wird? Oder die StraÃe?) In einem Eck hatte ich so eine Art Stammplatz. Da lag dann schon die Tageszeitung, das Gedeck stand da mit umgedrehter Tasse.

"Guten Morgen, Herr Neubarth, so wie immer?"

Ich brauchte nur zu nicken. Es ist ein ungeheuerliches GefÃ¼hl, wenn man irgendwo hinkommt und wird nur noch gefragt: so wie immer? Dort hat man eine Position. Ich Ã¼berflog schon die Schlagzeilen des Lokalblatts: AbrÃ¼stungsverhandlungen, BusunglÃ¼ck, KÃ¼rzung der Sozialleistungen, sensationelle Ausgrabungen, RÃ¼ckrundenstart der Liga. Dann widmete ich mich meinem FrÃ¼hstÃ¼ck und machte mir erste heimliche Gedanken darÃ¼ber, wie ich den Gegenspieler des Helden mÃ¶glichst spektakulÃ¤r und doch nicht abgedroschen in meinem nÃ¤chsten Kapitel einfÃ¼hren kÃ¶nnte. Ich schrieb gerade an einer Art SF-Story, in der ein Wissenschaftler einer neuen Methode von Gen-Manipulation auf der Spur war. Nun muÃte er natÃ¼rlich fÃ¼r seine Experimente Versuchspersonen finden. Und in jeder ordentlichen Geschichte muÃte ein Konflikt aufgebaut werden. Also muÃte ein Gegenspieler her. Ein eifersÃ¼chtiger Wissenschaftler, ein Politiker, ein IndustrieboÃ, ein Gangster - oder eine Blondine? Was durfte ich meinen Lesern diesmal zumuten? (Wer war leichter zufriedenzustellen: die Leser, die mich bereits kannten, oder solche, die ich gerade mit diesem Buch gewinnen muÃte?) NatÃ¼rlich war mein Thema nicht ganz neu, aber ich wollte diese Sache eben auch einmal durchspielen.

An einem Nebentisch hatte ein Mann um die Vierzig Platz genommen. Halblange, etwas angelockte, dunkle Haare. Ein eher weiches Gesicht, leicht angebrÃ¤unt, mit etwas hervorstehenden Backenknochen. StraÃenanzug. Offensichtlich bereits frisch rasiert, (Was ich nicht immer war, zugegebenermaÃen.) Seltsamerweise wirkte dieser Gast gleichzeitig dynamisch und auch depressiv. Er machte auf mich den Eindruck, als wolle er hier in diesem CafÃ© von irgend etwas ausruhen. Als habe er es auf der StraÃe drauÃen nicht mehr ausgehalten. Etwas hastig blÃ¤tterte er durch einige Lesezirkel-Illustrierten. Schien sich an einem Artikel festzubeiÃen.

Ich gestehe, es ist eine Manie von mir, Leute mÃ¶glichst unauffÃ¤llig zu beobachten. Stets hatte ich die Vorstellung, daÃY ich manche Personen in meinen Geschichten gebrauchen konnte. Jetzt ertappte ich mich bereits dabei, diesen Mann am Nachbartisch in mein neues Buch einzubauen. Konnte er nicht dieser Wissenschaftler sein? Und wie muÃte zu diesem Typus der Gegenspieler aussehen? Brauchte er Ã¼berhaupt einen?

Mittlerweilen hatte die Bedienung mein FrÃ¼hstÃ¼cksgeschirr abgerÃ¤umt und dem anderen einen Kaffee und einen Cognac hingestellt. Wie unter einem unaufdringlichen Zwang bestellte ich ebenso einen Cognac.

Der Mann nahm erst den Kaffee, dann den Cognac mit einer gewissen, Ã¼bertriebenen PrÃ¤zision

zu sich, indem er allerdings Tasse und Glas zum Mund führte, ohne seinen Blick wesentlich von der Illustrierte zu lassen. Ich nahm mir vor zu warten, bis der Mann gegangen sein würde, und nach diesem Artikel zu suchen. Ich bin im übrigen der Überzeugung, daß Neugier eine sehrförderliche Eigenschaft für einen Schriftsteller ist.

Mittlerweilen hatte der Mann umgeblättert und ohne aufzublicken einen zweiten Cognac bestellt, erhalten und ausgetrunken. Er ausperte sich jetzt häufiger und begann an seinem Krawattenknoten zu zerren. In immer kräziger werdenden Abständen rieb er sich die Hände an einer liegengeliebenen Serviette ab und tupfte sich die Stirn mit einem offensichtlich stark parfümierten Taschentuch. Ob er keinen Cognac am frühen Morgen vertrug? Allerdings wirkte er in keiner Weise angetrunken.

An den anderen Tischen hatten inzwischen ein Paarchen, eine Mutter mit zwei Kindern, zwei ältere Damen und ein etwas angegrauter Herr Platz genommen. Die Bedienung war beschäftigt. Normalerweise beobachtete ich sie gerne beim Servieren, indem ich wie zufällig von der Zeitung aufblickte, wie um über etwas gerade Gelesenes kurz nachzusinnen. Manchmal ertappte sie mich auch dabei und schenkte mir einen Anflug von Lächeln. Keinem von uns beiden war dies peinlich.

Der besagte Mann rückte am Tisch. Erst jetzt merkte ich, daß er zwei Hemdknäpfe aufgerissen hatte und ihm Schweiß ins Gesicht trat, wobei sich dieses verfärbte. Auch schienen ihm sein Anzug und sein Platz seltsamerweise zu eng zu werden. Mit glänzender Iris starrte er plötzlich auf mich, dem es erst jetzt bewußt wurde - daß ich ihn ununterbrochen fixiert hatte. Er versuchte aufzustehen Ein undefinierbares Stöhnen entrang sich seinen halbgeöffneten Lippen. In seinem Gesicht standen Verzweiflung, wachsendes Entsetzen und - eine nicht zu übersehende Hilflosigkeit. Er versuchte, mich anzusprechen: "Helfen . . . helfen Sie mir. Schlagen Sie mich nieder."

Als SF-Autor mutet man sich in seiner Phantasie schon einiges zu. Daher war ich nicht allzu schnell zu beeindrucken. Allerdings mußte ich gestehen, daß mir die Einschätzung dieser realen Situation noch nicht ganz gelang.

Den Mann durchlief ein Zittern, Er war jetzt aufgestanden, Der Tisch hatte laut geruckt dabei. Der Mann griff sich an die Kehle, als ob es ihn würgte. Oder würgte er sich gar selbst? Und ehe ich mich aus einer sekundenlangen Erstarrung lassen konnte, starrte der Mann zwischen den Tischen hindurch hinaus auf die Straße, wo er, Leute anremplnd, meinen Blicken schnell entschwand. Ehe ich zur Glastür des Cafés gelangte, schien mir keine Richtung mehr sinnvoll, eine Verfolgung aufzunehmen. Ich ging zurück zum Tisch dieses Mannes. Die Illustrierte lag noch aufgeschlagen: Einem gewissen Dr. David B. sei es in langwierigen Laborexperimenten gelungen, Gene so zu koppeln . . . nun wolle er in einem Selbstversuch . . . seit Tagen sei Dr. B. nicht mehr auffindbar.

Erst jetzt merkte ich, daß ich eine Buchbesprechung gelesen hatte. Vorgestellt wurde der neue Roman von Gernold Neubarth. Das war mein angefangenes Buch! Und der Mann am Nebentisch vorhin war meine Hauptfigur.